



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 8.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1929.

Wölfe im Amte Bederkesa.

Von Wd. Kränke (Klingstedt).

Wenn man unseren Meinen das Märchen von Rottkäppchen erzählt, dann steht in ihren Augen die große Angst vor dem „bösen Wolf“ geschrieben, der einst der Schrecken unserer Väter war. Wir müssen heute schon in Gedanken in das Innere Russlands wandern, wenn uns nur annähernd richtige Vorstellungen von den langen, angstvollen Nächten, die die Bauern unserer Dörfer noch Ende des 17. Jahrhunderts durchlebten, erfüllen sollen. Es mag Zeiten gegeben haben, in denen der freilebende Wolf noch größeren Schaden anrichtete als um 1670 bis 1680; da aber wurde die Regierung — es waren die Schweden — darauf aufmerksam und unterstützte die Ausrottung des Raubtieres, so gut es ihre Macht- und Geldmittel zuließen. Immer eindringlicher hatte man gerade aus dem Bereiche des Amtes Bederkesa — es umfaßte die beiden Wörden Klingstedt und Debestedt — durch den Mund des Amtmanns Klage geführt über den Schaden, der den Bauern durch die Einbrüche des wilden Gefellen in die Schaffställe entstand. Mit Recht konnte berichtet werden, daß „die Wölfe im Amte Bederkesa sehr gängig, überaus großen Schaden allenthalben zufügen und derowegen öfters viele Ansuchung um eine Jagd geschehen.“^{*)} Man kann die gerade in den Jahren 1675 bis 1682 sich häufenden Klagen wohl zum größten Teil auf die unruhigen Zeiten zurückführen. Die Kriege, in die Schweden verwickelt wurde, nahmen besonders das Erzbistum Bremen-Verden hart mit. Anbauern durchstreiften fremde Heerhaufen der verschiedensten Herren das Land und forderten Quartier. In Bederkesa residierten eine ganze Zeit lang zwei Amtmänner (ein schwedischer und ein minsterischer) und machten sich die Kontribution streitig. Andererseits begünstigte die Lage des Amtes und seine geographische Beschaffenheit das Zunehmen oder doch wenigstens das Erhalten des Wolfesgeschlechtes. Von allen Seiten durch Moore oder Sumpfgebiete, die damals noch siedlungsleer waren, abgeschlossen, bot es den Tieren genug Schlupfwinkel und rückwärtige Reserveplätze. Dazu nahm der Waldbestand einen ungleich größeren Raum ein als heute. Besonders die Umgegend von Debestedt und Drangstedt war sehr reich an Wölfen. Aus dieser Gegend kamen in der genannten Zeit die meisten Nachrichten über geschossene oder gefangene Wölfe. Daneben spielte das Gebiet um Medelstedt und Großenhain eine große Rolle.

Die Regierung in Stade kam 1678 den Wünschen der Einwohner nach und ordnete allgemeine Wolfsjagden im Amte Bederkesa an, deren Ausführung und Aufsicht sie dem Amtmann überließ. Der säumte nicht. Auf besonderen Befehl hatte er jedesmal, bevor eine allgemeine Wolfsjagd eröffnet wurde, den Landrichter in Lehe und Land Wursten und den Amtsschreiber in Neuenwalde zu benachrichtigen. In diesen Gebieten bestanden seit alter Zeit für die Einwohner besondere Jagdrechte.^{**)} Die Jagd bedeutete den Berichten zufolge für die Bauern der Dörfer, in deren Fluren gejagt werden sollte, immer ein besonderes Fest, trotzdem sie selber, wie gleich gezeigt wird, nicht gerade in sehr selbständiger Form daran teilnahmen. Am Sonntag vorher konnte man Tag, Ort und Anfangs- und Ende der Jagd von der Kanzel erfahren. . . „wenn solche Jagden etwas fruchten sollen, muß ein Nachbar dem anderen darin handbietig sein und dannher alle Einwohner, und zwar Mann für Mann dazu aufgeboten werden.“ (Aus einem Kanzelbericht.) Man stellte sich pünktlich ein. Alle Bauern aus zwei bis drei Dörfern bildeten eine mächtige Treiberkette, die einen Distrikt, meistens einen in sich abgeschlossenen Waldbestand umschloß. Sie hatten sich breite, etwa dreiviertel Meter lange Holzklappen mitgebracht, die sie nun auf ein Zeichen alle andauernd aufeinanderstießen und dabei immer tiefer in den Wald eindringen. Außerdem bewaffneten sich die meisten noch mit einem handfesten Eichenknüttel, denn es kam nicht selten vor, daß Wölfe die Treiberkette durch-

brachen oder es doch versuchten. In einem Bericht meldet der Amtmann, es sei nichts zur Strecke gebracht, weil die Bauern hätten vier Wölfe „durchstreichen“ lassen. Der Amtmann nahm mit einigen Jägern — in der Regel waren es höher gestellte Herren der Burgbesatzung — am Ausgang des Treiberkettens Stellung, um die aufgescheuchten Wölfe zu erlegen. Jedoch gruben die Bauern auch Falllöcher aus, worin ab und zu junge Wölfe gefangen wurden. Ganz so erfolgreich, wie man sich die Jagden versprochen hatte, fielen sie zunächst nicht aus. Man hatte noch nicht genau genug auf Lebensart und Aufenthaltsort der Wölfe geachtet. In den öffentlichen Treiben des Jahres 1678 sind den Meldungen zufolge sieben Wölfe geschossen oder gefangen. Oft trieb man sie auch in die Nachbargemeinde, z. B. in das Klosteramt Neuenwalde hinein; dort stellten die Bewohner an den Jagdtagen Wachen aus, um diese „Ueberläufer“ abzufangen.

Die Not wurde durch diese „gemeinen Wolfsjagden“ wohl gemildert, keineswegs aber ganz behoben. Immer wieder meldete man Überfälle und Einbrüche. Da versuchten die Bauern, dem frechen Räuber auf eigene Faust entgegen zu treten, wie sie es früher schon häufig getan haben mochten. Da ihnen aber bekannt war, daß der Regierung viel daran lag, der Räuber Herr zu werden, forderten sie eine Belohnung für jeden „außerhalb der gemeinen Jagden“ gefangenen oder getöteten Wolf. Selbst der Amtmann verwandte sich lebhaft für diese billige Forderung, ein Kopfgeld zu bezahlen, da die Bauern durch „unverderbliches Aufwarten“ viel zum gänzlichen Aussterben „solcher hochschädlichen Tiere zum gemeinen Nutzen und Vorteil“ beitragen könnten. Unter dem 22. Februar 1678^{*)} verordnet daher die Stader Regierung, daß für jeden auf dem Amtshause vorgezeigten alten Wolf vier Reichstaler, für jeden jungen Wolf ein Reichstaler ausgezahlt werden sollten. Freilich mußte das Geld von den Einwohnern des Amtes selbst aufgebracht werden.

Die Folge war, daß sich in den nächsten Jahren viele Bauern, einige wegen der günstigen Gelegenheit, Geld zu verdienen, andere aus wirklicher Bedrängnis durch die Raubtiere, „nebenamtlich“ mit dem Wolfsfang beschäftigten. Einige Einzelschüsse aus den Jahren 1680 bis 1682 mögen das erläutern. Interessant an den Berichten ist, daß ganz oft von den glücklichen Schützen oder Jägern behauptet wird, sie hätten „den größten Wolf, so jemals alle Leute Aussage nach in diesem Amte man gesehen worden sein“ erlegt. 1681 stellt sich der Schütze des Ritterschapspräsidenten Gördt vor, der Licht in Alstedt, mit Namen Gördt Wichmann, lange Zeit auf Anstand. Wochenlang vergebens. Endlich glückt es ihm, den bekannten größten Wolf „durch einen einzigen Büchsen-schuß“ zu erlegen. Es muß diesmal etwas Wahres daran gewesen sein, denn er verlangt, statt der ausgesetzten vier — fünf Reichstaler und — erhält sie, nachdem der Amtmann deswegen eine Extra-Anfrage nach Stade gerichtet hatte. — Tag und Nacht streifte Gerb Müller, ein Bauer aus Drangstedt, in den Wäldern umher und findet eines Tages ein Nest mit sechs jungen Wölfen, die er alle lebendig fängt und dem Amtmann in Bederkesa vorzeigt. Er streicht schamlos die Belohnung ein. — Es wurde schon erwähnt, daß das Gebiet am Langenmoor, die Feldfluren der Ortschaften Medelstedt und Großenhain, sowie die dort heute noch liegenden Einzelgehöfte Drittgeest, Altenhühlen, Gangel, Steibergshörn u. a. starker als die größeren Dörfer unter den Wölfen zu leiden hatten. Das beweist u. a. ein ganz charakteristischer Fall, der uns ziemlich ausführlich überliefert ist.

Es war 1686. Auf Altenhühlen wohnt dicht am weiten Moor als einziger Wirt Johann Dösch. Schon immer hat er besonders unter den Wölfen zu leiden. In einer einzigen Nacht sind ihm 22 seiner Schafe von zwei Wölfen zerrissen und getötet. Er hat sie deutlich davonlaufen sehen. Sie waren in den Schaffstall, der neben dem Hause stand, eingebrochen. Nun ließ es ihn keine Ruhe mehr. Er beschließt, ein altes Pferd zu opfern. Das bindet er am Abend an den „Schafstoben“ und

^{*)} Staatsarchiv Hannover Dez. 120 (10. Bd.) Nr. 32.

^{**)} Schröder, Geschichte der Stadt Lehe, S. 62 ff.

^{*)} St. N. S., Celle, Dez. 105a, Fach 376, Nr. 71.

wartet — lange vergebens. Endlich lassen sich wieder zwei starke Wölfe — jedenfalls dieselben — sehen, durch das Pferd angelockt. Durch einen glücklichen Schuß tötet Döfcher den einen davon, und der Amtmann hängt ihn auf der Schäferei in Bedersfesa auf. Die Leute eilen herbei, um den starken Wolf zu sehen. Döfcher selbst schreibt, als er das Bittgesuch um die Belohnung einreicht, folgendes: „... wie ich durch mühsames Aufschauern und vieles Nachfrühen das große Glück gehabt, denselben Wolf, so wegen seiner ungemeinen Größe bekannt, und in so mancher kostbaren Jagd durchgebrochen ist, zu erschießen. Wann ich nun vorm Jahr ebenfalls einen Wolf erschossen, welcher nur einen kurzen Weg von hier ins Damstebler Moor weggelaufen, wie solches mit allen Nachbarn, die das Gerüppe gesehen, bezeugen kann.“

In der hier angeführten Zeit sind nach den laut gewordenen Meldungen im ganzen 22 Wölfe erschossen oder gefangen. Man darf annehmen, daß die Zahl der wirklich erlegten noch höher gewesen ist.

(Für Nachrichten über später erlegte Wölfe im Amte Bedersfesa wäre ich sehr dankbar. Die mir bekannten Fälle aus dem 18. Jahrhundert deuten auf eine starke Abnahme um die Zeit von 1710 bis 1730. Ebenfalls wird die Kunde vom letzten Wolf in unseren Dörfern gewiß auf vielen Seiten interessieren.)

*) St. M. N., Des. 105a, Fach 376, Nr. 111.

Hans Brüggemann.

Von Dr. phil. G. Dehning.

Als vor etwas mehr als Jahresfrist der Ruhm der Wienhäuser Teppiche durch die Welt eilte, fragte sich mancher verwundert, ob so etwas wirklich in dem nütternen Niederfachsen entstanden sei. Goltz und Frisia von cantat gilt uns durchgehend als Ausdruck für Mangel an Kunstbegabung und Kunstbessigkeit unserer niederdeutschen Vergangenheit überhaupt — das gewaltige Gebiet der Baukunst immer ausgenommen; denn sie rebete durch die monumentalen Backsteinbauten eine gar zu eindringliche Sprache.

Vor der allgemeinen Beachtung der Wienhäuser Teppiche hatte bereits die Literaturgeschichte das größte mittelalterliche Drama an seine ihm zukommende Stelle gerückt, nämlich das auch in Bremen — durch die Aufführungen in der Wichmanns- und Rembertikirche — heimisch gewordene Mecklenburger Osterpiel.

Wir müssen uns dieses Meisterwerks der seelischen Offenbarung unseres vorreformatorischen Volkstums erinnern, wenn wir den Wesensgehalt eine anderen überragenden niederdeutschen Kunstwerks im tiefsten erfassen wollen, das bisher fast im Schlummer der Vergessenheit verborgen ruhte und sich voranschleichen erst in unseren Tagen anschieben wird, dieser unversiehblichen Vernachlässigung entrissen zu werden, den Wesensgehalt nämlich des im Schleswiger Dom vor der Zerstörung der Jahrhunderte geretteten Schnitzaltars Hans Brüggemanns. Dem Verein für niederdeutsches Volkstum gebührt das Verdienst, ihn uns Bremern bei der 25-Jahrfeier in vorzüglichsten photographischen Wiedergaben nahe zu bringen.

Fragen wir uns ehrlich, was wir von diesem größten niederdeutschen Kleinplastiker gekannt haben, so müssen selbst die Schleswig-Holsteiner heimlich bekennen, daß sie außer seinem Namen und der Tatsache des Vorhandenseins seines größten Werkes in völliger Unkenntnis über die Größe seines Schaffens leben. Die großen mittel- und süddeutschen Steinplastiker des hohen Mittelalters und die Holzschnitzer des spätgotischen Realismus sind längst Gemeingut aller gebildeten Deutschen geworden. Als Gertrud Bäumer's „Frauengestalt der deutschen Frühzeit“ erschien, bewunderten wir mehr ihr literarisches Nachschaffen als die uns allen durch Eigenbau an Ort und Stelle lieb und vertraut gewordene künstlerische Vollendung der Raumburger und Bamberger Gestalten selbst. Wer aber stand je in andächtiger Verunkenheit und liebevoller Betrachtung vor Brüggemanns Meisterwerk? Wer war Hans Brüggemann? Er teilt das Schicksal fast aller großen Künstler der vor ihm stehenden Zeit. Ueber sein Leben sind nur einzelne spärliche Andeutungen hier und da überliefert. Von seinen süddeutschen, um wenigstens älteren Zeitgenossen Dürer und Tilman Riemenschneider, da selbst von Veit Stoss und Adam Kraft sind uns gewichtigere Lebensdaten erhalten als von ihm. Aller Wahrscheinlichkeit nach in Walsrode geboren und unter dem Einfluß des dortigen, die Künste pflegenden Klosters heranwachsend, wurde er im Jahre 1514 von den Augustiner-Mönchen des Klosters zu Bordesholm bei Kiel für die Ausführung der Arbeit gewonnen, die seinen Ruhm begründen sollte. Sieben Jahre lang hat er mit seinen Gehilfen daran gearbeitet.

Dem abgelegenen Augustiner-Kloster verdanken wir ebenfalls ein niederdeutsches Kunstwerk ersten Ranges, nämlich die im Jahre 1475 von dem Mönch Reborch nach einer ostfälischen Vorlage bearbeitete Marienlage, „das schönste Werk, das die Marienverehrung des Mittelalters hervorgebracht hat“.

Die lebendige Welt unserer Nordmark unmittelbar vor der großen Kirchenumwälzung tritt uns kaum irgendwo so plastisch und weltgetreu vor die Augen, wie in den 398 Gestalten, die in überwältigender Mannigfaltigkeit, wenn auch z. T. der Anordnung nach in bewußter Anlehnung an Dürers kleiner Passion, von Brüggemanns Meisterhand festgehalten worden sind. Der Massenforscher wie der Kulturhistoriker, der Vertreter der Physiognomie wie der Kunde auf dem Gebiete der Stilwandlungen, sie alle finden in diesem einzigen Altarschrein ein Feld zu lohnendsten Untersuchungen. Darüber sich zu äußern, wird einem Kenner vorbehalten bleiben, nachdem die mehr als hundert Wiedergaben im Väterfundsaal der Böttcherstraße uns allen zur Schau gestellt worden sind.

Ein kurzes Wort über das Geschick des Kunstwerkes selbst sei hier

jedoch noch angefügt. 1490 und 1514 war die Klosterkirche zu Bordesholm erweitert und verschönert worden, und das mag die an sich reichen Mittel des Klosters besonders stark in Anspruch genommen haben. „Niemals“, so sagt einer der kundigsten Geschichtsschreiber der Nordmark, R. von Sedemann-Heespen, „hat die Freigebigkeit unserer Bevölkerung sich vorbehaltend in den Dienst der alten Kirche gestellt, niemals eine in langen Friedensjahrzehnten reich und reicher gewordene Zeit freudiger dem Ideellen geopfert, und niemals ist mehr an Kunst und Schmuck der Gottesverehrung verwandt worden, als gerade unmittelbar vor der Reformation.“

Das Kloster Bordesholm hatte durch seine großen baulichen und künstlerischen Aufwendungen offenbar seine finanzielle Kraft erschöpft. Wir wissen, daß es sich um 1526 in großer Geldnot befand; daher erklärt es sich, daß auch das Altarwerk unvollendet blieb; es fehlt die Ausföhrung der Füllgebilde, es unterblieb — und wir Nachfahren danken es diesem Zufall — die Bemalung der Figuren.

Obwohl nach der Aufhebung des Klosters die Plünderung des Kunstwerks nachgelassen haben wird, obwohl der Dreißigjährige Krieg darüber hinwegging und „etliche gute Stücke“ als Beute der Kaiserlichen verschwinden sah, und obwohl der Herzog von Gottorp 1666 die schwierige Ueberführung in seine Residenz vornahm, hat das vortreffliche, in Del getränkte Eichenholz sich fast unberührt erhalten! Leider ist die Aufstellung im Schleswiger Dom so ungünstig, hoch und schattig, daß sich die Einzelheiten dem Betrachter fast gänzlich entziehen und bis jetzt in wertvollen und brauchbaren Wiedergaben nicht vorhanden waren. So müssen wir es der Tochter des Schleswiger Propsten besonders danken, daß sie fast unter Lebensgefahr auf einem zur Reinigung errichteten Gerüst, herumgelaufen ist und mit kleinem Apparat auch die verborgensten Köpfe photographiert hat. Die Vergrößerungen sind von fabelhafter Wirkung: Die Sicherheit der Darstellung, die Grobheit der Linienführung hat eine Steigerung erfahren, deren nur das ganz große Kunstwerk fähig ist.

Willehads Tod in Mellatehem (Blegen).

(Nach authentischen Ueberlieferungen Bischofs Ansgars.)

Von Erich Kinderhater (Bremervahren).

Willehad, der begeisterte Vorkämpfer des Christentums, der aus Northumberland im nördlichen England als ein Nachkomme der um 450 n. Chr. in England eingewanderten Angelsachsen in glühendem Missionseifer sich von dem Könige Alfred 770 die Erlaubnis erbat, zu den heidnischen Friesen zu gehen, um das Evangelium zu predigen, und diese nicht erhielt, hatte durch seine geistigen Vorgesetzten seinen Willen durchgesetzt. Versehen mit der geistlichen Weihe machte er sich auf die beschwerliche Reise, und durch Vermittlung Abt Gregors wurde er Vorsteher der Kirche in Doltum, der äußersten Nordsee Ostfrieslands (Holland). Diese Stätte war es, die einst Bonifatius, dem Apostel der Deutschen am 5. Juni 755 den Tod brachte. Willehads Schaffen ward segnet. Mancher Edelring ließ sich taufen und übergab ihm seine Kinder im Vertrauen auf die christliche Lehre zur Erziehung. Gefährlich war der Weg Willehads und oftmals schwebte das Verhängnis über seinem Haupte, und dennoch trieb es ihn, immer weiter in die Heidenwelt einzudringen. Sein Weg ging gen Osten. Durch die jetzige Provinz Groningen kam er nach Drenthe. Seine Schüler wurden begeisterte Anhänger seiner Lehre und gingen im Fanatismus so weit, selbst die heidnischen Heiligtümer anzutasten. Grimmer Born ergriff die Heiden, im lodernden Aufstande wurden mehrere Gefährten Willehads getötet, und nur durch ein Wunder selbst entging der Mörder des Glaubens seinem Schicksal. Ein Schwertstreich, der seinen Hals treffen sollte, wurde in seiner Kraft durch einen Lederriemen gebrochen, an dem der Fromme eine Reliquienabföhrung trug. Da hörte der große Frankenkönig Karl der Große von diesem unentwegten Streiter Gottes.

Er ließ ihn zu sich kommen und gab ihm den Auftrag Wigmodien zu bekehren (780). Der große Sachseaufstand machte sein Werk wieder unmöglich. Nur eilige Flucht erhielt ihm am Leben (782). Da blieb dem frommen Glaubenskämpfer Zeit zu einer Romreise. Er, der Schüler Altmanns, des Lehrers Karls des Großen, aber vermochte nicht im sonnigen Süden zu bleiben. Sein Bekehrungswerk war noch nicht vollendet, und 785 nahm er dann auf Karls des Großen Befehl aufs neue die Bekehrung Wigmodiens auf. Wie sehr schätzte doch der damalige König der Franken die Verdienste dieses Gottesmannes! Ein prächtiger, in lateinischer Sprache geschriebener Psalter, den einst Papst Hadrian I. vom Frankenkönig Karl erhielt, wurde mit seiner Einwilligung Willehad geschenkt und befand sich länger als 800 Jahre als wertvolles Stück in Bremen's Domkirche, wo er an hohen Festtagen der gläubigen Gemeinde gezeigt wurde. Ehe Willehad nach Wigmodien zurückkehrte, besuchte er den großen Frankenkönig auf der Gressburg; Wiedersachensfreude mit seinem geliebten Lehrer Altmann gab ihm Kraft auf den Weg. Beschwerlich war sein Schaffen, aber segensreich vollendete er sein Werk. Kirchen wurden aufs neue gebaut und zur Belohnung des göttlichen Eifers wurde Willehad am 13. Juli 787 in Worms zum Bischof von Bremen geweiht. Bremen, damals noch ein Fischerdorf, ward zum Bischofsitz und Willehad selbst baute an der Stelle, wo der jetzige Dom St. Petri steht, ein Gotteshaus, das er am 1. November 789 weihte. Dann aber trieb ihn wieder in die Ferne. Seinen Sprengel aufs neue zu durchqueren und den Jaghaften Mut zuzusprechen war ihm, dem Vater des Christentums in Friesland, vornehmste Pflicht. So schreibt denn auch St. Ansgar, der andere „von den Nordsternen unter den zahllosen Nebelsternen“, wie ihn die Ueberlieferung des Lebens St. Willehads und St. Ansgars aus dem Lateinischen von Carsten Nießgas, erschienenen Bremen 1826 bei Johann Georg Heyse, nennt, über diese letzte Reise St. Willehads: „Der Mann durchging den ganzen Umfang seines Sprengels, stärkte das früher getaufte christliche Volk und gewann durch seine Predigt die Herzen vieler Irrenden

an dem Weg des Heils. Auch erbaute er ein wunderschönes Gotteshaus.*) In dem Orte, welcher Bremen heißt, den er auch zu seinem bischöflichen Sitz bestimmte, und widmete dasselbe am 1. November (789), am Sonntag zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi, dem heiligen Petrus."

So kam der 6. November des Jahres 789 heran. Nur mühsam schleppte sich, begleitet von seinen getreuen Schülern, besonders von dem ihm besonders ergebenen Egisil, der seinem Meister und Herrn bis zum Tode treu sein wollte, auf sumpfigen, durchweichten Wiesenpfaden Willehadus weiter. „Blektateshem" mußte nicht mehr fern sein, der Ort, den Willehadus an dem breiten königlichen Strome, die Weser, auf hoher Luft ein Gotteshaus erbaut hatte. Dort im Gau Rustringen des Ostfriesländer Landes hatte er einen treuen Hüter der christlichen Lehre zurückgelassen, der vom fischreichen Strome und von den Erträgen seiner kleinen Weidewirtschaft sein Leben in einsamer schilfbedeckter Hütte verlebte.

Schon stiegen aus den herbstlichen Weiden die Abendnebel auf, da erreichte der zum Tode kranke Willehadus den Ort, nach dem er sich sehnte. Hier durchschüttelte ihn, und auf weicher Strohlage, in Decken gehüllt, fand der Müde Erholung in einsamer Hütte. Was je an Liebe einem Menschen von dankbaren Schülern erwiesen werden konnte, hier ward's Erfüllung. Stunden langer Sorge brachen an. War nekte der kühle Trunk des einst von Willehad begrabenen „Willehadi-Brunnens" labend die heißen Lippen des zum Tode kranken Priesters. Aber schon am 7. November des Jahres 789 mußten die im Gebete verharrenden Jünger des Meisters, daß des Todes Hand nach dem so geliebten Führer mit hartem Griffe sich ausstreckte. Stundenlang verließ den Fiebernden das Bewußtsein. Wirre Reden ließen erkennen, daß Menschenhilfe hier nicht zu helfen vermochte. Egisil, der Getreue, war Tag und Nacht bei dem geliebten Meister, dessen sonst so helles Auge wie von einem Schleier umgeben war. So schreibt St. Ansgar im 11. Kapitel über den Heimgang des heiligen Willehad:

„In Blektateshem ruhte er sich aus, wurde aber noch mehr von dem Fieber gepeinigt, so daß seine Schüler, die er um sich hatte, bald um sein längeres Leben besorgt wurden. Der Vertraueste von ihnen, Egisil, ging zu ihm, stellte ihm weinend und klagend vor, daß er mit Bittern seinen Tod beürtheile. „Verlasse", sagte er, „ehrwürdiger Priester diejenigen, welche du kürzlich erst dem Herrn gewonnen hast, so bald nicht wieder, und scheide so schnell nicht von dem, durch deine Bemühung der Herde zugesellten Volke und Clerus, damit die im Glauben noch zarte und dem Bisse der Wölfe noch bloßgestellte Herde von denselben nicht verzehrt werden möge." Willehad antwortete: „Halte mein Sohn, mich nicht länger von dem Anschauen meines Herrn ab, und werde du nicht durch Klagen die Mühseligkeiten des irdischen Lebens bey mir. Ich wünschte so wenig länger zu leben, als ich den Tod fürchte. Nur will ich Gott, den ich stets von ganzem Herzen liebte, bitten, daß er mich würdigen möge mit dem Vergeltungslohn je nach dem es ihm gefällt."

Als dann bei Abend des 7. November herantam fleg das Fieber. Der heulende Nordwest segte über den brausenden Strom, und klatschend schlug der Regen gegen die spärlich erhellten Fenster. Am Bette lag Egisil, die Hand des Meisters haltend. So nahte der Morgen des 8. November 789. Frührot umsäumte die wild im Novembersturm dahin-jagenden Wolkenmassen, die sich noch einmal zerteilten als das Tagesgestirn den Morgen erhellte. Willehads letzter Blick galt der aufgehenden Sonne. Dann verschied er.

Das Leichenbegängnis Willehads. Es ward zu einer großen Kundgebung der Christenheit Frieslands und Bremens. Das ganze Volk trauerte um ihn und strömte herbei, um seine Hülle die Weser aufwärts gen Bremen zu begleiten. Jahrhunderte hindurch gedachte man alljährlich zwei Mal des Heiligen: Am Tage der Bischofsweihe (13. Juli) und an seinem Todestage (8. November). Ein Denkmal neben der Ansgarkirche hält sein Andenken wach und auch die Willehadkirche in Stade, die Kirche zu Bremen und die Kirche zu Scharmbeck führen seinen Namen.

*) Die Domkirche zu Bremen, die Willehad von Solz, sein Nachfolger Willerich aus Steinen aufführen ließ.

Kulturgegeschichtliches vom „Tobad" und den Frauen.

Von J. J. Cordes (Bremerhaven)

„Es wird alles anders auf der Welt! Paul Heyse ist überholt. In seinem anmutigen Gedicht „Emanzipation" sagt er:

„Zum Frauenmund, soweit ich Kenner bin,
scheint mir der Duft Havannas nicht zu passen."

Und doch gibt es auch heute noch Frauen genug, die im Hinblick auf das fremde Wunderkraut mit der schönen Margarete im „Trompeter von Säckingen" über Amerika seufzen:

„Weinacht wünscht ich doch, es läge
unentdeckt im stillen Meere noch
um des leid'gen Rauchkrauts wegen,
das von dort zu uns gekommen."

Nicht allein des „Schicks und Anstands" wegen. Nein, weil sie — ebenfalls mit Margareten — „um die gold'nen Bilderrahmen an der Wand dort und des Glanz des weißen Vorhangs" bangen.

Und doch! Wenn heute die Damen in ihrem Tusculum, im Eisenbahnabteil oder im öffentlichen Lokal mit wirklichem Behagen oder aus Koketterie den blauen Rauch ihrer Zigarette aufsteigen lassen und selbst aus dem Rauchsalon der Herrn nicht mehr — wegzurauchen sind: Es gibt nichts Neues unter der Sonne!

Ist es doch auch gerade eine Frau gewesen, die den Tabak in Europa einbürgerte. Als der französische Gesandte Nicot der Katharina von Medici das Tabakpulver aus Portugal gegen Migräne mit brachte, da

folgten bald die Damen und Herren der Gelohntheit ihrer Herrin, und der schlaue Kardinal Richelieu nutzte die neue Mode, um aus ihr eine glänzende Einnahmequelle für den Staat zu machen.

Bei uns scheint der Tabak früh Eingang gefunden zu haben. R. Beckhüsen berichtet in Nr. 3/28 der „Mitteilungen der M. v. M." von einer alten Pfeife aus dem nahen Rechtenfleth, die die Jahreszahl 1602 trägt. Und der Herzog Christian von Braunschweig soll seinen Knaister aus Rechtenfleth bezogen haben. Professor Dr. Berthold Haendke bezeugt in seiner „Deutschen Kultur im Zeitalter des 30jährigen Krieges", daß um dieselbe Zeit der Tabak bereits in Mecklenburg mit besonderem Erfolge angebaut worden sei. Zunächst wurde allerdings das „Wunder- und Teufelskraut" aufs heftigste bekämpft. In einem Aufsatze der im Jahre 1768 erschienenen Zeitschrift „Landwirtschaftliche Erfahrungen", die der Sohn des bekannten Stader Geschichtsschreibers J. S. Pratz heranzogab — er war Pastor in Beverstedt und nachher in Steinkirchen — heißt es in einem Aufsatze („Allgemeine Anmerkungen über die Sorge eines Hausvaters für seine und seiner Hausgenossen Gesundheit") wörtlich: „Nun noch ein Wort vom Tobad! Wie sehr wäre zu wünschen, daß man dieses Kraut den Morgenländern (!) gelassen. Außerdem, daß dieses betäubende Kraut unsern Körper austrocknet und ausmergelt, welches magere Personen am meisten erfahren, leidet auch das Gedächtnis und insgemein die Nerven davon Schaden." Des Verfassers (es wird der alte Pratz selbst gewesen sein) Unmut scheint durch die Beobachtung verstärkt worden zu sein, daß er selbst Kinder im Alter von sechs bis acht Jahren rauchen sah. Daß aber auch am Ausgange des 18. Jahrhunderts die Frauen zur Pfeife griffen, dafür haben wir aus heimischen Berichten manche Belege. Der Kieler Professor Tetenz, ein geborener Eiderstädter, der übrigens auch unsere engere Heimat bereiste, schildert um 1788, daß damals in der Wistler Marsch der Braut, wenn sie aus der Kirche ins Hochzeitshaus zurückkehrte, eine geklobte Pfeife gereicht wurde, die sie selbst am Kofenfeuer entzündete und rauchte.

Durch diese Zeremonie erhielt sie die Erlaubnis, nuncmehr öffentlich rauchen zu dürfen. Den Unverheirateten scheint die Sitte dieses Recht verweigert zu haben. Er schreibt: „Das Tabakrauchen ist bei Frauenzimmer hier gar nicht ungewöhnlich. In öffentliche Häuser kommt die Frau so gut wie der Mann, läßt sich ihr Glas Wein und eine Pfeife Tabak geben und raucht mit über einander geschlagenen Beinen. Ich habe kein unverheiratetes Mädchen mit der Pfeife gesehen."

Doch auch in anderen Gegenden kannte man das Pfeiserauchen der Frauen. In dem 1822 erschienenen Buche von Professor Suhr (Der Ausruf in Hamburg) heißt es: „Zur Vollendung einer altänder Grazie gehört endlich noch eine lange Pfeife; denn sie rauchen gern Tabak."

Möglich, daß im Jahre 1844, als Fr. W. Köbeler aus Oldenburg unsere Gegend durchwanderte und sein Tagebuch schrieb, das Rauchen der Frauen bereits verpöbte war. Dafür lassen andere Mosen auf. Von E. Stehring bezeugt er:

„Auch hört man, namentlich in der Gegend von Eschbrügge häufige Stoßseufzer der Männer in Betreff der übergroßen Gesellschafts- und Spielsucht des weiblichen Geschlechts. Diese haben sich förmlich in Caffecompanien und Spielclubs getheilt, wo bei den häufigen und stark besuchten Zusammenkünften des Mannes Zufriedenheit mit ihrem Treiben gar nicht in Betracht kommt und dem männlichen Geschlechte der Zutritt gänzlich gewehret wird. . . Mit großer Leidenschaftlichkeit wird dieses Spiel (Kartenspiel) dann möglichst hoch getrieben, wobei dann die Tische vom Trumpfschlagen und Gläserklirren derart bis spät in die Nacht erdröhnen sollen, daß man's in weiter Ferne hören kann. Wehe aber dem Manne, welcher hier hindernd eintreten wollte; er würde die ganze Sippschaft auf dem Halse haben."

Und das war, selbst wenn man dabei nicht die Pfeife rauchte, doch — „starker Tobad".

Zur Frage der Küstensenkung

hat der Verein für Naturkunde an der Unterweser in Heft 4 der neuen Folge seiner Schriften einen Beitrag veröffentlicht. Verfasser der Arbeit ist der Geologe der Preussischen Geologischen Landesanstalt Dr. W. Scharf, der in den letzten Jahren im Unterwesergebiet im Auftrage seiner Behörde geologische Kartierungsarbeiten angestellt hat. Der Titel: „Die geologischen Grundlagen des Küstenschubes an der deutschen Nordseeküste" läßt schon erkennen, daß es sich um eine Frage der Geologie und Technik handelt.

Im ersten Teile der Abhandlung werden die Hebung- und Senkungserscheinungen der früheren Erdperioden geschildert. Der zweite Hauptteil behandelt das Alluvium und die Marschbildung. Es wird nachgewiesen, wie der Marschboden das Ergebnis der säkularen Bodenverhältnisse in Ostfriesland, Oldenburg, Bremerhaven, Habeln, Dithmarschen, auf den Halligen, auf Föhr und Sylt und auf dem dänischen Watt beschrieben. Wertvoll ist besonders, daß der Verfasser hier auf die Bodenbeschaffenheit in der Umgebung der Unterweserorte näher eingeht. Die Schichtensfolge im Geestetal und im Sasegebiet wird an der Hand von Profilen veranschaulicht, die aus den Bohrungen der letzten Jahre gewonnen wurden.

Aus den Profilen konnte entnommen werden, daß die Marsch an einer sinkenden Küste entstanden ist. Das Senkungstempo war örtlich und zeitlich verschieden. Anscheinend kamen auch Stillstandspausen vor. In den letzten 2000 Jahren haben wir nach dem Verfasser an der Küste zwischen Holland und der Weser mit einer Senkung von 10 bis 20 Zentimeter im Jahrhundert zu rechnen, während der verbienstvolle oldenburgische Marschenforscher Schütte für die letzten Jahrhunderte auf einen Senkungsbetrag von 37 Zentimeter im Jahrhundert kommt. Diese abweichenden Zahlen erklären sich daraus, daß Schütte eine frühgeschichtliche Hebung annimmt, der erst die letzte in der Karolingergzeit stärker ein-

lebende Sentung folgte. Diese frühgeschichtliche Sebung Schüttes wird vom Verfasser nicht anerkannt.

Als Mittel, eine weitere Klärung der Niveauschwankungen an der Küste herbeizuführen, werden die Pegelbeobachtungen und die Feinnivellements besprochen.

Was ferner über die geologisch wirksamen Kräfte der Marschbildung und über die Möglichkeit der Landgewinnung gesagt wird, geht nicht nur den Geologen an, sondern sind Dinge, denen jeder Marschbewohner Teilnahme entgegen bringen sollte.

Die klar geschriebene und mit Abbildungen gut ausgestattete Schrift hat bei den Fachgelehrten sehr günstige Aufnahme gefunden und wird besonders den interessierten Kreisen des Unterwesergebietes als Einführung in ein wichtiges Stoffgebiet willkommen sein.

Br.

Das Alter des Namens „Hagen“ und der „Burg“.

Von F. Wersebe.

„Hagen“ bedeutet einen „Baun“ oder eine „Einfriedigung“, also einen besetzten Platz. „Hagen“ oder wie es früher hieß „Dammhagen“ ist ein sogenannter „freier Damm“ gewesen mit eigener Gerichtsbarkeit unter einem adeligen oder landesherlichen Patronat und mit sonstigen Vorrechten vor anderen Orten. Wo ein „freier Damm“ war, gab es auch immer in einer Niederung eine „Burg“, um die sich der „freie Damm“ an dem die Bürgmannen wohnten, ringsförmig herumzog. Zwischen „Burg“ und „Damm“ war meistens sumpfiges Gelände, das bei irgendwelchen Angriffen auf die „Burg“ unter Wasser gesetzt wurde. Dadurch war in alten Zeiten eine „Burg“ fast uneinnehmbar. Für den Fall, daß eine „Burg“ trotzdem eingenommen wurde, führte meistens ein unterirdischer Gang von der „Burg“ nach dem „Damm“, um den Belagerten die Flucht zu ermöglichen. Durch den unterirdischen Gang wurden außerdem Lebensmittel und Schießbedarf in die „Burg“ gebracht.

Auch in Hagen sieht man alle Vorbedingungen, eine „Burg“ uneinnehmbar zu machen, vereinigt. Wenn man die „alte Burg“ und ihre Umgebung betrachtet, so erkennt man noch einen kleinen Teil des ehemaligen „Burggrabens“, den erhöhten Platz, inmitten einer Niederung gelegen, den „Damm“. Auch der unterirdische Gang ist vorhanden, wie einwandfrei festgestellt ist.

Schon vor vielen Jahren sollte versucht werden, die Lage dieses unterirdischen Ganges zu erforschen. Leider ist es beim Versuch geblieben. Vor vielleicht 100 Jahren wurde aus dem unterirdischen Gang eine dicke Marmorfliesplatte herausgeholt. Diese Platte befindet sich noch heute in dem Hause des Maurermeisters H. Fide in Hagen. Ein weiteres Eindringen in den Gang war wegen der darin befindlichen Moderluft nicht möglich.

Vor einigen Jahren stieß man beim Sehen der Leitungsmasten des Heberlandwerkes, etwa 100 Meter von der „Burg“ entfernt, mitten in einer Wiese, auf Mauerwerk und es ist zu vermuten, daß der Gang in dieser Richtung liegt, zumal es von altersher heißt, daß der geheimnisvolle Weg auf dem Hagener Hinterfelde, bei der Stelle, wo bis vor ungefähr dreißig Jahren die damalige sogenannte „Veitloche“ stand, münden soll. Der Eingang zu dem unterirdischen Pfad befindet sich im Keller der „Burg“, er ist vor einigen Jahren erst zugemauert worden; bis dahin war er noch mit einer Tür verschlossen.

Was den sogenannten „Damm“ anbelangt, so ist er im Norden und Südosten als natürlicher Damm anzusprechen (das ist die jetzige Ortsstraße und der Weg von der Mühle bis zum sogenannten „Krielsdamm“). Im Süden und Osten ist der Damm künstlich angelegt (die Straße durch den „Mühlenteich“ und ein Teil der Straße Hagen — Wilschüttel).

Das Gelände um die „Burg“ muß früher sehr sumpfig gewesen sein. Ein künstliches „Unterwasserfischen“ des Geländes um die „Burg“ wie es Schriefer in „Hagen und Stotel“, Seite 120, annimmt, kam wohl nicht in Frage, da bei der „Burg“ keine Stauvorrichtung ist. Das Gelände, durch das die Drepte fließt, hat früher wohl dauernd unter Wasser gestanden; noch vor circa 50 Jahren stand im Winter rings um die „Burg“ alles unter Wasser, auf dem Eise wurden sogar große Feste gefeiert. Erst durch die inzwischen angelegte Abwässerung ist der Wasserstand niedriger geworden, aber trotz dieser Anlage sind noch sumpfige Stellen um die „Burg“ vorhanden. Ebenso wie die Weser früher bis zum Weizenberger reichte, wird auch unsere Drepte sich bis an die natürlichen Dämme ausgedehnt haben. Man muß hierbei immer in Betracht ziehen, daß die Weser in alter Zeit in mehreren Armen zum Meere floß und stellenweise mit kleinen Inseln durchsetzt, so flach war, daß man bei Ebbe den Fluß durchwaten konnte. Dadurch war eine schnelle Abwässerung, auch unserer Drepte, die in die Weser fließt, überhaupt nicht möglich.

Wann die alte „Burg“, das sogenannte „Haus Hagen“ erbaut ist, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Es wird vermutet, daß Ort und Schloß aus der Zeit des Erzbischofes Ansgarius (847—865) stammen, weil vieles hier an diesen Namen erinnert, so der Ansgariisdamm zwischen Hagen und Uhlstedt, im Volksmunde „Scharrisdamm“ genannt. Ebenfalls ist es jedoch möglich, daß der „Scharrisdamm“ von dem Probst Herrmann vom St. Ansgaristifte (dieser war 1198 Pfandinhaber des Bramstedter Hofes) angelegt ist. Anzunehmen ist, daß der Ort Hagen (hierbei braucht man nicht an eine gesessene Ortschaft zu denken) schon früher existiert hat als die „Burg“ oder das „Haus Hagen“. Das — alles sind jedoch nur Mutmaßungen, da keine Urkunden über Hagen und Umgebung aus dem frühchristlichen Altertum bestehen.

In Urkunden kommt der Name Hagen zuerst um 1100 vor. Ob mit

diesem „Hagen“ „Damm“-Hagen oder „Dorf“-Hagen gemeint ist, läßt sich nicht feststellen. Man nimmt jedoch allgemein an, daß „Dorf“-Hagen älter ist. Nach Schriefer „Hagen und Stotel“ werden die Ortschaften 1139 zuerst erwähnt und zwar in einer Urkunde, die über die Gründung des Klosters St. Pauli vor dem Östertor in Bremen berichtet und in der über die Schenkung „eines Behten“ zu Hagen und „eines Stück Landes“ zu Dorfhagen berichtet wird.

Eine Erforschung des unterirdischen Ganges würde vielleicht auch über das Alter der „Burg“ durch irgendwelche Zeichen oder Gegenstände genauere Auskunft geben können.

Hausinschriften.

Zwei Lebensstilen brechen nie,
Gebet und Arbeit heißen sie.

Minden.

Was du heute tun kannst,
Spare nicht bis morgen.
Vertrau dem höchsten Gott
Und laß dein ängstlich Sorgen.
Sei fleißig in deinem Beruf
Und bete Tag und Nacht,
So wird vom Himmel dir
Der Segen zugebracht.

Blomberg in Lippe.

Gott fürchten ist die Weisheit, die reich macht und bringet alles
Gute mit sich, Sie erfüllet das ganze Haus mit ihren Gaben und all-
Gemäcker mit ihrem Schatz. Stammen in Lippe.

Bewahr mir, Gott, mein Hus und Ehr.

Rinteln.

Si deus pro nobis, quis contra nos.
(Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein.)

Rinteln.

Bücherchau.

* Das Volk am Meer. Roman von August Hinrichs. 403 Seiten. Gebettet 4 RM. In Pappband 5 RM. In Leinenband 6 RM. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. Schon mit seinen ersten Werken „Die Partjes“ und „Das Licht der Heimat“ verriet sich August Hinrichs als ein Dichter, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Jetzt legt er einen vollausgereiften Roman aus deutscher Vergangenheit vor, der zu den besten Leistungen unserer heutigen Romandichtung gezählt werden darf. Dem Untergang geweihtes Land, die Stätte des heutigen Jadedeufens, bildet den Schauplatz, auf dem sich der hochdramatische Verzweiflungskampf eines kleinen Volkes freier Bauern gegen Naturgewalt und Menschenübermacht abspielt. Alle Farben des Mittelalters leuchten aus diesem Roman, im bunten Tanz von Figuren und Schicksalen zieht das Leben der friesischen Bauern und Schiffer, der abenteuernden Eroberer, Seeräuber und Vandalen in ihrer ursprünglichen und ungezügelten Verbheit an uns vorüber. Ländliche Feste mit ihrem fröhlichen Treiben, Sturmnächte, in denen das aufgepeitschte Meer in die Deiche Breschen schlägt und unbezwingbar fruchtbarstes Marschenland verschlingt, ein verzweifelter Sichanschaumen gegen die wilden Scharen feindlicher Landsknechte, in solchen Szenenbildern immer größeren Geschehens steigert sich die Handlung bis zum tragischen Ausklang. Die Gestalt der kleinen Jarste Widen, der Tochter des Friesenführers, steht uns in ihrer Lieblichkeit und holden Triebhaftigkeit sehr nahe. Ihr Liebesleben, das mit meisterlichem Geschick in das gewaltige Geschehen eingeflochten ist, schlägt den Leser durch seine eigentümliche Verbheit in Bann. Szenen, wie die Bootfahrt von Jarste und Wole, die Erzählung Jockes von der Bremer Hinrichtung, von dem Abschlagen des Räuberangriffes auf das Schiff, die Sturmflut und der Deichbruch sind in ihrer plastischen Wirkung unübertrefflich. Wuchtig und kernig wie das Volk an der Waterkant ist des Dichters mit derbem Humor gewürzte Sprache. Nichts Weichliches, nichts Rührseliges. Die ganze Dichtung wirkt so naturwahr und echt, so zwingend und überzeugend, daß der Leser bis zum Schluß gepackt bleibt.

* „Grünes Land und Morgenjonne“, Geschichten und Skizzen aus der Marsch, von Heinrich Peters. (Schulzische Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung, Rud. Schwarz in Oldenburg i. O. 192 Seiten. Karton. 4,50 RM., gebunden 6,00 RM.) Ein Buch für jeden, der die Marsch kennt und liebt, jenes weite grüne Land, das man so oft als „profaisch“ bezeichnet hat und das doch, wie alle Gaben der Natur, von einem tiefen inneren Zauber erfüllt ist. Es weht in ihm etwas von dem Salzgehalt der Nordseeluft. Das ist vor allem zu spüren in den packenden Erzählungen „Moordirken“, „Das Haus ohne Licht“ und „Der alte Pastor“. Namentlich die beiden letzteren Geschichten, die etwas von der Verbheit der Küste in sich tragen, schildern uns in feiner Weise Typen aus der Marsch, wie es sie einst in Wirklichkeit gab; leider sind sie durch den nivellierenden Einfluß des überall hier flutenden modernen Lebens jetzt so gut wie verschwunden. Wer in jenem Marschwinkel an der Niedereibe gelebt hat, in dem das Buch entstanden ist — der Verfasser ist Pastorensohn aus Wülkau — weiß, daß der alte Bettler Moordirken wie auch Frau Klüber, die das Licht haßte, wirklich einmal gelebt haben, weiß auch, daß der Pastor Ezechiel Rattendorf in vielen Zügen einem lebendigen Urbild nachgeformt ist. Daneben bietet das Buch einige ansprechende Geschichten aus der Zeit der Kindheit des Verfassers. „Nimm und lies“, kann man jedem zurufen, der Freude an deutscher Landschaft und deutschen Originalen hat.